

7.Kapitel

Sein Blick streifte am Bücherregal entlang. Bücher waren neben den Bildern das Einzige, was er nicht gerne zurücklassen würde, wenn er übermorgen für immer aus dieser Wohnung verschwand.

Vor vier Wochen, am 11. September 1989, hatte eine Nachricht die Welt verändert. Kurz und knapp war sie über die Radiosender verbreitet worden.

„Die Regierung der Ungarischen Volksrepublik teilte soeben in einer Agenturmeldung mit, dass sie ihre Grenze zu Österreich auch für Bürger der DDR geöffnet hat.“

Petra und Moritz hatten sich extra die Nachrichten im Fernsehen angesehen, weil sie die Radiomeldung einfach nicht glauben konnten. Als ob Bilder anders wären.

Plötzlich gab es einen möglichen Weg in den Westen. Einen Weg heraus aus der ständigen Bevormundung; einen Weg ohne die Demütigungen eines Ausreisantrags, ohne die Gefahr, an der Grenze wegen versuchter Republikflucht erschossen zu werden. Ein erstes Loch in der Mauer, das für die ganze Familie begehbar war. Sie hatten oft darüber gesprochen, in den Westen zu gehen; waren aber immer wieder zum gleichen Ergebnis gekommen. Wir sind eine Familie. Zusammen werden sie uns nicht gehen lassen. Aber es ist wichtiger, dass wir zusammen bleiben, als Freiheit für einen Einzelnen von uns.

Plötzlich hatte sich diese Lücke aufgetan, dieses Loch in der Mauer. Die ungarische Regierung hatte es gewagt, einseitig Verträge mit der DDR zu kündigen. Und die Russen schauten kommentarlos zu, vorerst jedenfalls. Gorbatschow bot Honecker offen die Stirn, und niemand konnte voraussagen, wie lange dieses Loch offen bleiben würde. Noch am selben Abend beschlossen sie, die Lücke zu nutzen, egal was es kostete. Sie würden die Freiheit gewinnen und zusammen bleiben können. Alle materiellen Güter, die sie bei dieser Aktion zurücklassen mussten, konnte man ersetzen. Die Trauer über den Verlust der Freunde würde vergehen, man würde neue Freunde finden.

Um den Visa-Antrag für Ungarn zu begründen, war Petra auf die Idee gekommen, die Hochzeit eines ihrer ehemaligen Kollegen zu erfinden. Erst im letzten Sommerurlaub hatten sie Zoltan in seiner Hei-

matstadt Győr besucht. Eine solche Einladung zu fälschen, war kein Problem, falls die Polizei überhaupt eine schriftliche Einladung sehen wollte.

Gleich am nächsten Morgen war Moritz zur Meldestelle der Deutschen Volkspolizei gefahren, um die Visa-Anträge zu stellen.

So, so, Sie wollen also nach Ungarn, hatte die Beamtin hinter dem Schalter gesagt. Der süffisante Unterton in ihrer Stimme war nicht zu überhören. Natürlich hatte auch sie gestern die Nachrichten im Westfernsehen verfolgt.

Die Bearbeitung dauert ungefähr vier Wochen.

Mit ihrer hohen Fistelstimme versuchte sie gelangweilte Routine vorzutäuschen, in ihren Augen las Moritz: Ich weiß, was du vor hast, mein Lieber, aber du bist zu spät dran. Bis dein Visum genehmigt ist, haben wir längst dafür gesorgt, dass die Ungarn ihre Grenzen wieder dicht gemacht haben. Das werden wir uns nicht gefallen lassen. Schließlich haben wir die Tschechen '68 auch zur Raison gebracht.

Das trifft sich gut, antwortete Moritz, die Hochzeit ist ohnehin erst am 12. Oktober, und bis dahin wird der Antrag ja bearbeitet sein.

Dabei versuchte er, eine Miene aufzusetzen, die völlige Ahnungslosigkeit über die gestrigen Geschehnisse ausdrücken sollte. Die Beamtin quittierte seine Bemühungen mit einem Lächeln, blätterte wie nebenbei in ihrem Kalender und sagte: Sie können am 9. Oktober, das ist ein Montag, vorbeikommen.

Er verließ das Polizeigebäude und versuchte, Gleichgültigkeit zur Schau zu stellen, obwohl ihm das Herz bis zum Hals schlug. Er hasste dieses Gefühl der Beklemmung, das immer in ihm aufstieg, wenn er eine Uniform sah. Er hatte Angst vor diesen Leuten, die ihre kleinen Machtbefugnisse schamlos ausnutzten, hatte Angst vor ihrer Dummheit, Angst vor ihrer Arroganz und vor ihrer Macht.

So, so, Sie wollen also nach Ungarn.

Dieser kurze, lapidare Satz der Beamtin hatte sich in seinem Gehirn verhakt. Als Moritz in ihre kalten Augen der Beamtin geblickt hatte, war ihm mit einem Schlag klar geworden – das Spiel war noch lange nicht gewonnen. Sie konnten das Visum immer noch ablehnen, eine Verordnung genüge.

„Auf Grund der gegenwärtigen politischen Lage verfügt der Mi-

106

nisterrat der DDR, dass Ausreisen von Bürgern der DDR nach Ungarn zur Zeit nicht möglich sind. Verantwortlich für diese drastische Maßnahme sind einzig und allein die reaktionären Kreise der Bundesrepublik und ihre ungarischen Handlanger, die die guten Beziehungen zwischen der DDR und Ungarn gestört haben, um dem verbrecherischen Menschenhandel Tür und Tor zu öffnen.“

Zwei offizielle Sätze in schlechtem Deutsch, und der Traum von Freiheit würde wie ein zu hoch gebauter Turm in sich zusammenbrechen. Es würde Jahre, vielleicht sogar Jahrzehnte dauern, bis man aus dieser Ruine wieder auferstehen konnte.

Deutlicher als gestern wurde ihm bewusst, auf welch gefährliches Spiel er sich eingelassen hatte.

Niemand darf auch nur den geringsten Zweifel an unserer Absicht haben, nur für vier Tage zu einer Hochzeit nach Ungarn zu fahren. Ein einziger Fehler, ein einziges Wort, zufällig von einem Stasispitzel aufgeschnappt, konnte genügen, um uns wegen versuchter Republikflucht zu verhaften; würde genügen, die Kinder in ein Heim zu stecken. Was für ein unerträglicher Gedanke. Ich muss vorsichtig sein. Wir müssen beide vorsichtig sein.

Später dachte er oft, dass dieser Aufwand vielleicht gar nicht nötig gewesen wäre, denn ihr Plan, über Ungarn nach Österreich zu fahren, war trotz aller Heimlichtuerei offensichtlich gewesen. Jedem, der mit dem Antrag zu tun hatte, musste klar gewesen sein, worum es in Wahrheit ging. Offiziell wurde nichts unternommen, weil man nichts unternehmen wollte. Den Leuten, die die DDR verlassen wollten, durfte ganz offiziell keine Träne nachgeweint werden. Trotzdem hatten alle ihre Vorbereitungen heimlich getroffen. Und, wenn man seine Absicht offen ausgesprochen hätte, wer weiß, vielleicht hätte man das ja als Anstiftung zur Republikflucht werten können.

Er hatte seine Zigarette zu Ende geraucht und sie achtlos auf den Boden geworfen. Unschlüssig stand er vor der Meldestelle der Deutschen Volkspolizei. Sein Blick kletterte an der hässlichen Fassade des Plattenbaus nach oben. Was für ein einfallsloser Kasten, dachte er. Das alte Haus, das früher hier gestanden hat, war viel schöner. Nicht nur, weil ich im Dachgeschoss meine erste Nacht mit Petra verbracht habe. Aber so hatten sie es in dieser Stadt immer gehalten, was den

aktuell Herrschenden nicht passte, wurde einfach abgerissen. Mitte der sechziger Jahre war das ganze Stadtzentrum einfach platt gemacht worden, um ein neues, sozialistisches Stadtzentrum zu errichten – uniform, leer, größenwahnsinnig. Sie hatten der Stadt ein für alle Mal ihr Gesicht genommen. Die wenigen Gebäude, die sie übrig gelassen hatten, zogen sich wie eine Narbe quer durch die Stadt und machten den Verlust nur deutlicher. Aber das schien in dieser Stadt niemanden zu stören. Die Bewohner hatten sich eingerichtet in ihren Neubausilos, in ihren Kleingärten, ihren Verhältnissen. Über die Brüstungen ihrer Balkone ragten die Westantennen wie Pfeilspitzen; in ihren Brigadeversammlungen beschlossen sie die nächste Initiative zu Ehren des 40. Jahrestages der Gründung der DDR. Es war wie überall.

Was für eine verlogene Gesellschaft, dachte Moritz. Er war in die schmale Straße eingebogen, die zwischen dem steilen Bahndamm und den alten Bürgerhäusern, die sie noch nicht abgerissen hatten, sanft anstieg.

Aber ich bin genauso verlogen wie sie, bin genauso verstrickt in diese beschissenen Verhältnisse. Vielleicht bin ich sogar noch schlimmer. Sie haben mir Steine in den Weg gelegt, mir Türen vor der Nase zugeschlagen, Mauern um mich errichtet, Freundschaften, Lieben zerstört, und ich habe mich trotzdem nicht dagegen gewehrt. Ich habe mir eingebildet, ein Held zu sein, und damit das System am Leben gehalten. Aber jetzt ist Schluss. Ich werde gehen, ein für alle Mal. Sie werden auf mich, auf uns verzichten müssen. Bloß jetzt auf den letzten Metern keinen Fehler mehr machen.

Bloß keinen Fehler mehr machen, keinen Fehler machen, keinen Fehler machen, begann es in seinem Kopf zu rattern.

Er beschloss, ins „Stadtcafé“ zu gehen.

In diesem alten Café, dessen Interieur aus den zwanziger Jahren stammte, saß er mindestens einmal in der Woche. Immer dienstags traf er sich dort mit seinen Freunden. Jedenfalls hielt er sie für seine Freunde. Erst seine Stasiakte klärte ihn darüber auf, dass nicht alle an diesem Tisch Freunde gewesen waren.

Heute würde er ungestört in einer Ecke sitzen und nachdenken können. Er beschleunigte seinen Schritt, überquerte die Theodor-Neubauerstraße und bog in die Straße der DSF ein. Sein Blick blieb

am Straßenschild hängen. „Straße der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft“ war da zu lesen, auch so eine staatlich verordnete Farce. Seit Jahrzehnten versuchte man diese hohle Phrase am Leben zu halten, und jetzt konnte man sie gar nicht schnell genug wieder loswerden. Seit Gorbatschow im Kreml regierte, war es vorbei mit Freundschaft. Sogar die kremleigene Zeitschrift „Sputnik“ war verboten worden, die neue Politik aus Moskau wurde offiziell mit Argusaugen betrachtet. Der allgegenwärtige Slogan „Von der Sowjetunion lernen, heißt siegen lernen“ hatte sich ins Gegenteil verkehrt und bekam einen Sinn. Aus der staatlich verordneten Lüge war eine staatlich gefürchtete Wahrheit geworden. Er ging vorbei an der Haenel-Villa, die sich hinter hohen Bäumen versteckte. Bis Kriegsende hatte sie einem Waffenfabrikanten gehört. Jetzt residierte hier der Kulturbund, der versuchte, Maler und Briefmarkensammler unter seinem Dach zu vereinen, um sie noch besser kontrollieren zu können. Moritz heftete seinen Blick fest auf den Gehsteig. Zu schnell konnte man in einem der zahllosen Löcher versinken, über Risse, Sprünge und Kanten stolpern. Für die stolzen Bürgerhäuser entlang der ehemaligen Bahnhofsstraße hatte er heute keinen Blick; kein Ohr für die stumme Klage der verfallenden Fassaden; kein Gefühl für den morbiden Glanz der Jugendstilhäuser. Die stellten ihren Stolz immer noch mitten auf die Straße und ließen sich nicht zurückdrängen von der Rückseite des mächtigen Kulturhauses.

Die Geschichte einer Stadt erzählt sich in den Gesichtern ihrer Häuser, dachte er. Dabei verdienen sich die letzten vierzig Jahre wahrlich kein Ruhmesblatt.

Sein Lieblingstisch im Stadtcafé war frei; kein bekanntes Gesicht forderte zu einem Gespräch auf. Nicht einmal der Zeitungsleser, der sonst immer dienstags am Nachbartisch saß, war heute zu sehen.

Bloß keinen Fehler machen. Immer noch ratterte dieser Gedanke in seinem Kopf.

Wir dürfen nichts Verdächtiges unternehmen. Nicht einmal den Kindern dürfen wir davon erzählen. Vielleicht ist es sogar besser, ihnen die Hochzeitsgeschichte bis zur letzten Minute zu verschweigen. Sie würden ihren Freunden in der Schule, im Kindergarten davon erzählen, die Kinder ihren Eltern, auch denen, die es nicht unbedingt

wissen sollten, und damit nur unnötig Aufmerksamkeit erregen. Scheißspiel. Niemand darf etwas erfahren. Die Freunde nicht, die Nachbarn, die Kollegen, die Eltern, die Geschwister, einfach niemand. Wir haben nur eine Chance: Die Mühlen der Bürokratie dürfen in ihrer blinden Stumpfsinnigkeit nicht gestört werden.

Der Mann mit der Zeitung betrat nun doch das Kaffee. Jedes Mal, wenn Moritz im Café saß, allein oder mit Freunden, kam einer dieser Männer mit der Zeitung herein und setzte sich an den Nachbartisch. Im Grunde genommen war es lächerlich, aber heute konnte Moritz seine Anwesenheit nicht ertragen. Er zahlte und ging, als müsste er befürchten, dass man seine Gedanken lesen könnte.

Und wenn die Genossen von der Stasi froh darüber sind, dass ich abhauen will, ging es ihm durch den Kopf. Oder wenn sie es überhaupt nicht interessiert? Dann ist diese Geheimniskrämerei absurd und völlig umsonst.

Was ist, wenn die Wohnung abgehört wird oder wenn Besuchervisa für Ungarn einfach nicht mehr erteilt werden? Und wenn nicht?

Wirklich ein Scheißspiel.

Dabei war Moritz kein Staatsfeind. Er wollte sich nur nicht länger das Denken verbieten lassen; wollte endlich nicht mehr eingesperrt sein; wollte sagen, was er dachte; wollte dieses schizophrene Spiel einfach nicht mehr länger mitspielen. Er wollte selbst über sein Leben entscheiden und nicht länger andere darüber entscheiden lassen. Materielle Vorteile des Westens interessierten ihn nicht. Er hatte sich bis jetzt nicht an der Jagd nach Westgeld beteiligt, nur um im Intershop sinnlose Dinge einkaufen zu können, er würde auch in Zukunft ohne diesen Schnickschnack auskommen. Es waren andere Werte, die zählten.

Immer noch stand Moritz unschlüssig mit der Kaffeetasse in der Hand vor dem Bücherregal. Kein Mensch kauft dir ab, dass man in vier Tagen mehr als zwei Bücher lesen kann, noch dazu wenn man auf einer Hochzeit eingeladen ist, hatte Petra gesagt, und er hatte ihr Recht geben müssen.

Bloß keinen Fehler machen.

Aber welche zwei von den fünfhundert möglichen sollte er mitneh-

men? Außerdem durften die Bücher keinerlei Verdacht erregen. Eigentlich müsste man sie provozieren und einen Prager Reiseführer mitnehmen, ging es ihm durch den Kopf, in dem der Weg zur Deutschen Botschaft markiert ist. Nein, keine gute Idee.

Einige Bücher hatte er in die engere Auswahl genommen, aber es waren immer noch zu viele, viel zu viele.

Er würde seine Bücher und Bilder vermissen. Was würde mit ihnen geschehen, wenn er übermorgen das Land für immer verließ, vorausgesetzt es ging alles gut. Was würden seine Freunde sagen, wenn er plötzlich nicht mehr da war? Würden sie ihn verstehen? Oder würden sie ihn auch für einen Verräter halten, der bei Nacht und Nebel davongeschlichen war? Wie groß würde der Schmerz seiner Eltern, seiner Geschwister sein? Wie würde sich die Staatsmacht an ihnen rächen? In ihren Personalakten würde ab übermorgen stehen: „Bruder wegen Republikflucht in Abwesenheit verurteilt.“ Ein Makel, der durch nichts zu übertünchen war, außer der eigenen Stasimitarbeit. Aber das traute er seinen Geschwistern nicht zu.

Es würden mindestens zehn Jahre vergehen, bis die Eltern in Rente gingen und in den Westen fahren durften. Eine Einreisegenehmigung in die DDR würde er nie wieder bekommen. Selbst die Transitautobahn würde er nicht benutzen können. Aber das alles schreckte ihn nicht mehr, darauf hatte er viel zu lange Rücksicht genommen. In zwei Tagen würde er das schwerste Verbrechen begehen, das in diesem Land denkbar war. Er würde einfach gehen.

Spontan griff er in das Bücherregal und zog Brigitte Reimanns Roman „Franziska Linkerhand“ heraus. Gleich daneben stand Christa Wolfs „Kindheitsmuster“.

Wenigstens dieses Problem ist entschieden, dachte er und legte die beiden Bücher auf den Esstisch neben den Bildband von El Lissitzky, den er, als Hochzeitsgeschenk getarnt, unbedingt mitnehmen wollte.

Gedankenverloren schaute er aus dem Fenster, ohne wahrzunehmen was draußen vor sich ging. Im Radio sang Phil Collins irgendetwas von einem weiteren Tag im Paradies, und die schräg einfallende Herbstsonne ließ die Staubpartikel tanzen.

Am übernächsten Morgen wachte er auf, lange nachdem Frau und Kinder die Wohnung verlassen hatten.

Er hatte von einer Katze geträumt. Einer großen getigerten Katze mit einem glänzenden Fell. Der riesige, stierköpfige Schädel wurde von den übergroßen, grünen Augen beherrscht und von zwei ungewöhnlich spitzen Ohren gekrönt, die sogar Mr. Spock zur Ehre gereicht hätten. Die Katze lag in der Sonne und spielte mit zwei Mäusen. Die hatten erstaunlicherweise Freude an diesem Spiel. Sie begriffen nicht, dass nach dem Spiel unweigerlich ihr Ende folgen würde. Oder wussten sie, begriffen sogar die schicksalhafte Ausweglosigkeit des Geschehens und genossen einfach diesen letzten Augenblick? Als die Katze gelangweilt gähnte und sich auf den letzten, entscheidenden Schlag vorbereitete, war Moritz aufgewacht.

Warum ist das bekannte Unglück warm und vertraut, fragte er sich. Warum wohnt im unbekanntem Glück Angst einflößende Ungewissheit? Er konnte die Fragen nicht beantworten, nicht heute morgen.

Heute war es endlich soweit. Heute entschied sich, ob er das Visum für Ungarn bekommen würde oder nicht. Er war aufgeregt, nervös. Eigentlich sollte ich mich freuen, dachte er, die Ungewissheit der letzten Wochen wird heute endlich ein Ende haben, so oder so. Vielleicht beginnt für mich, für uns, morgen ein neues Leben, und wenn das kein Grund zur Freude ist, was dann?

Eine melancholische Traurigkeit stieg in ihm auf, die er sofort zu verdrängen versuchte. Dieser Blick ist vielleicht ein Abschied, und Abschiede dürfen melancholisch sein, selbst die aus der Hölle, entschuldigte er seine Traurigkeit vor sich selbst.

Ein Ehepaar, das er zwar hören, aber nicht sehen konnte, erregte seine Aufmerksamkeit. Er öffnete das Fenster, um besser auf die Straße sehen zu können. Herbert und Uschi versuchten gerade, vier große Koffer und mehrere Taschen in ihrem Lada zu verstauen. Herbert mühte sich redlich, wenn auch vergebens, das Gepäck zu verstauen, während Uschi wild gestikulierend auf hohen Absätzen um ihn herum trippelte. Sie erfüllte alle Klischees einer attraktiven Frau: lange, blonde Haare, große Brüste, eine schmale Taille und einen knackigen Hintern. Sie war Moritz unsympathisch und er ignorierte sie, wenn er ihr auf der Straße begegnete.

Herbert war zehn, vielleicht sogar 15 Jahre älter als Uschi. Er war ein unscheinbarer Mann mit Halbglatze und deutlichem Bauchansatz.

Ohne Uschis Begleitung konnte man ihn glatt übersehen. Er schmückte sich mit ihr und sie mit ihm, denn Herbert gehörte zu den angesehensten Bürgern der Stadt. Regelmäßig wurden ihm Orden und andere staatliche Auszeichnungen verliehen. Er war Journalist bei der lokalen Parteizeitung. Erst wenige Tage zuvor war ein Artikel von ihm erschienen, in dem er seinen angeblichen Ekel über die Prager Botenschaftsflüchtlinge ausschüttete. Moritz hatte den Artikel gelesen, obwohl er sonst keine Artikel mehr las, die Herbert geschrieben hatte. Man wusste schon vorher, was drin stand, und mit Herbert verband ihn eine persönliche, zehnjährige Feindschaft. Trotzdem, Herbert konnte Moritz nicht ignorieren.

Mitte der Achtziger, als Moritz die Hoffnung auf ein Kunststudium immer noch nicht aufgegeben hatte, gelang es einem findigen Kulturfunktionär, einige Bilder in einer offiziellen Kunstaussstellung unterzubringen. Zwei Tage nach Ausstellungseröffnung erschien eine Rezension von Herbert, in der er die Bilder von Moritz abkanzelte. Dabei ging es nicht um die künstlerischen Fähigkeiten des Künstlers; er gab sogar offen zu, diese nicht einschätzen zu können; es ging ihm einzig und allein um den parteilichen Standpunkt des Malers, besser gesagt, um dessen Nichtparteilichkeit. In dem Artikel erwähnte er den Namen nicht einmal, er schrieb nur „Maler“.

Moritz konnte einzelne Passagen des Textes heute noch auswendig, denn sie hatten ihn tief verletzt:

Der „Maler“ hat die Prinzipien des sozialistischen Realismus offensichtlich überhaupt nicht verstanden, hatte Herbert geschrieben. Anstatt die Errungenschaften der Werktätigen beim erfolgreichen Aufbau der sozialistischen Gesellschaft zu würdigen, ihrem zähen, aber unerbittlichen Kampf um die Herausbildung sozialistischer Persönlichkeiten ein begreifbares Bild zu verleihen, ist der „Maler“ offensichtlich dem Einfluss bürgerlicher Kunsttheorien erlegen. Er präsentiert uns eine unverständliche Kleckserei, für die man sogar ein Kindergartenkind rügen würde. Was uns da als Kunst verkauft werden soll, ist nichts weiter als die üblen Ausdünstungen eines unausgegorenen, selbstverliebten „Malers“, bei dem man sich ernsthaft fragen muss, ob er unser erfolgreiches sozialistisches Bildungssystem überhaupt durchlaufen hat. Die Bürger der DDR, die sich täg-

lich dem Kampf um eine erfolgreiche Planerfüllung stellen, haben eine solche Kunstkackerei nicht verdient. Die Verantwortlichen für diese Ausstellung müssen sich schon fragen lassen, wo ihr parteilicher Klassenstandpunkt geblieben ist, wenn sie Bilder dieses „Malers“ in einer Ausstellung zeigen, die einen Überblick über das künstlerische Schaffen unseres Bezirkes geben soll.

Nach diesem Artikel wurde der verantwortliche Kulturfunktionär in ein kleines Landkulturhaus versetzt und musste sich um Topflappen häkelnde Bäuerinnen kümmern. Moritz' Bilder wurden noch am selben Tag aus der Ausstellung entfernt. Seine Freunde rieten ihm damals, über soviel Dummheit doch einfach nur zu lachen. Aber das konnte er nicht. Das hatte er bis heute nicht gelernt.

Einige Jahre später hatte Herbert versucht, auf der Straße mit Moritz ins Gespräch zu kommen. Moritz hatte ihn einfach stehen lassen, obwohl er wusste, dass Herbert seine Artikel auch nur im Auftrag schrieb und sie keineswegs immer seine persönliche Meinung wiedergaben. Für Moritz war Herbert ein Schmierfink und würde es bleiben.

Die einzelnen Wohnblöcke, die sich in nichts voneinander unterschieden, standen eng aneinander. Dabei wirkte die Enge wie ein akustischer Verstärker. Manchmal, bei Windstille, und wenn auf der nahe gelegenen Hauptstraße keine Autos fuhren, konnte man sogar die Gespräche verfolgen, die sich hinter geöffneten Fenstern abspielten. Die Akustik war so gut, dass sich nicht nur ein lautstarker Ehestreit allen Mitbewohnern mitteilte, auch die anschließende Versöhnung ließ sich manchmal mitverfolgen. Man kannte seine Nachbarn vom Sehen und vom Hören. Uschi, die gerade eine große Reisetasche abgestellt hatte und wieder im Hauseingang verschwunden war, um ein weiteres Gepäckstück zu holen, kannte Moritz als laute, schrille Streiterin, aber auch ihr sinnliches Stöhnen war laut und schrill.

Moritz ließ seinen Blick am gegenüberliegenden Haus entlang gleiten. Vor einigen Fenstern hingen immer noch die Fahnen zum 40. Jahrestag der DDR, in anderen lagen dicke Federbetten zum Lüften. Trotzdem wirkten die Fenster leer, als ob die Wohnungen dahinter nicht mehr bewohnbar wären. Nicht wegen eines Rohrbruches oder einer defekten Heizung, das wäre kein Grund gewesen, sondern weil die Bewohner es nicht mehr aushielten in der Enge der langweiligen

Gleichförmigkeit, der Tristesse, der uniformen Gesichtslosigkeit ihrer Wohnhöhlen.

Oder hatten sie sich nur zurückgezogen in ihre Schneckenhäuser, hatten den Kampf gegen den leblosen Beton aufgegeben? Der Betonklotz, auf den Moritz blickte, wirkte wie eine Mauer, wie eine bewohnte Klagemauer, in die sich die Menschen zurückzogen, um zu sterben. Das hochgejubelte, soziale Wohnungsbauprogramm entpupperte sich als ein riesiger, alles verschlingender Mechanismus, der die Bewohner dieser Ghettos aushöhlte, ihre Seelen verkrüppelte, ihren Geist in Stahlbeton sperrte, ihnen die Freude und damit die Kraft zum Leben raubte. Daran änderten auch die ökonomischen Zwänge nichts, die immer wieder als Entschuldigung vorgebracht wurden. Es blieb die schreckliche Doppeldeutigkeit des Wortes „Block“; auch wenn der Blockwart jetzt Hausvertrauensmann hieß und die Insassen Hausgemeinschaft. Einige versuchten, dieser Maschinerie zu entgehen, indem sie sich in einen Schrebergarten zurückzogen, aber auch dort saßen sie aufeinander und versuchten vergeblich, ihr Eingesperrtsein zu vergessen oder im Schnaps zu ertränken.

Uschi war inzwischen mit einer weiteren großen Reisetasche zurückgekehrt.

Herbert, so wird das nichts. Die Koffer passen nicht alle hinten rein. Zwei Koffer und die Tasche müssen in den Kofferraum und die anderen Koffer und Reisetaschen auf die Rückbank.

Der Wind stand günstig. Moritz konnte sogar ihr Atmen hören.

Herbert reagierte nicht. Selbst auf diese Entfernung war ihm anzumerken, wie sehr er sich beherrschen musste. Er drehte und wendete, wuchtete die schweren Koffer hinein und wieder heraus, aber wie er es auch anstellte, es waren auch für einen Lada einfach zu viele.

Hörst du mir überhaupt zu, Herbert? Kannst du nicht einmal, ein einziges Mal zugeben, dass ich recht habe?

Herbert brummte vor sich hin. Seine Frau spielte die Beleidigte.

Jetzt bin ich wieder Schuld, natürlich, wer auch sonst. Jetzt habe ich wieder zu viel eingepackt, nur weil du unfähig bist, alles ordentlich in einem großen Auto zu verstauen.

Wütend riss sie ihrem Mann einen Koffer aus der Hand und versuchte, ihn auf die Rückbank zu schieben. Der Koffer war schwer und

sie stellte sich so ungeschickt an, dass Moritz eine Slapsticknummer vom Feinsten geboten wurde. Er konnte nur mühsam ein lautes Lachen unterdrücken.

Herbert, jetzt hilf mir endlich! Du musst den Koffer von der anderen Seite nehmen und reinziehen!

Herbert hatte seiner Frau die ganze Zeit belustigt zugesehen. Sie hatte es nicht bemerkt. Zum Glück für ihn.

OK, Uschi! Wenn du meinst, sagte Herbert und ging betont langsam um das Auto herum, öffnete die hintere Tür und zog den Koffer auf die Sitze. Und jetzt?

Wenn du den Koffer quer stellst, geht die Tasche noch daneben.

Herbert tat wie ihm geheißen, aber auch so passte die große Tasche nicht neben den Koffer. Natürlich nicht – das konnte Moritz sogar von seinem Balkon aus sehen.

Ich habe dir gleich gesagt: wir können nicht alles mitnehmen, das ist zuviel, sagte Herbert und versuchte, seiner Stimme einen beruhigenden Ton zu geben. Um seine versöhnliche Haltung noch weiter zu unterstreichen, versuchte er sogar, seine Hand auf ihre Schulter zu legen. Aber Uschi war noch nicht bereit für eine Versöhnung. Sie bebte. Mit zusammengekniffenen Augen drehte sie sich unter seiner Hand weg und verschwand mit kleinen, nervösen Trippelschritten im Treppenhaus. Herbert folgte ihr gleichmütig mit den beiden großen Reisetaschen über der Schulter. Er wusste, was jetzt unvermeidlich über ihn hereinbrechen würde, und übte sich in Gelassenheit.

Schade, dachte Moritz, das Schauspiel hätte ruhig noch eine Weile so weitergehen können. Ich gehe jede Wette ein, Uschi und Herbert haben denselben Weg vor sich wie wir – dieser heuchlerische Schleimscheißer. Aber warum so früh? Die Meldestelle öffnete erst in einer Stunde. Wenn sie auch vorhatten abzuhaufen, brauchten sie ein Visum, selbst wenn sie nur in die Botschaft nach Prag wollten. Und wenn sie schon ein Visum haben, warum fahren sie erst jetzt? Dann hätten sie doch auch schon am Freitag oder spätestens am Samstag fahren können.

Die Grenze zur ČSSR war seit einigen Tagen dicht. In der Stadt ging das Gerücht, dass alle, die sich ohne gültige Papiere der Grenze näherten, wegen illegaler Grenzüberschreitung verhaftet wurden.

Moritz freute sich auf die Reise, obwohl sie lang und beschwerlich werden würde. Er reiste gern, liebte dieses Kribbeln im Bauch, kurz bevor es losging. Diese Mischung aus Aufregung und Neugier, Aufbruch und Abschied. An solchen Tagen war der Geist offener, aufnahmebereiter, lebendiger. Komisch, dass ich immer noch „Reise“ denke, dabei ist es eine Flucht ohne Rückfahrkarte, dachte er.

Wie jede Reise hatte er auch die Flucht sorgfältig geplant. Er hatte Forint „schwarz“ getauscht, und Petra hatte das Geld zusammen mit einigen wichtigen Dokumenten in Hellens Lieblingsbär eingenäht. Bei seinem Trabbiersatzteillieferanten hatte er einige Verschleißteile besorgt – er wollte auf keinen Fall irgendwo liegen bleiben. Das letzte Teil würde er heute abholen können. Mehrmals hatte er sich die Fahrtroute angesehen und sogar einen detaillierten Zeitplan aufgestellt.

Morgen in aller Frühe sollte es losgehen, damit sie in Prag frühstücken konnten. Warum nicht das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden. Und in seinem Lieblingskaffee auf der Insel Kampa direkt an der Moldau sitzen zu können, mit frischen Hörnchen zum Frühstück, war nun wirklich ein verlockender Gedanke. Mittagessen in Bratislava, am späten Nachmittag dann bei Nickelsdorf über die ungarisch-österreichische Grenze. Wenn alles gut lief, würden sie gegen Mitternacht in Passau sein. Dann hätten sie es endlich geschafft. Ihr Gepäck hatten sie in den letzten Tagen sorgfältig ausgesucht, immer darauf bedacht, dass die Kinder nichts merkten. Das Dilemma von Uschi und Herbert würde ihnen nicht passieren. Nur die wichtigste Hürde war noch nicht genommen – das Visum für Ungarn. Moritz schaute auf die Uhr. Irgendwie musste er die Zeit totschiessen, bis die Meldestelle öffnete. Zum Lesen war er inzwischen viel zu aufgeregt. Sich jetzt schon auf den Weg zu machen, war auch keine Lösung, ebenso wenig wie jetzt schon die Koffer zu packen. Das stand erst heute Abend auf dem Plan, zusammen mit den Kindern.

Er schaltete den Fernseher ein. Im ersten Programm lief die Wiederholung der Tagesschau vom gestrigen Abend. Schon nach den ersten Sätzen, nach den ersten Bildern des Beitrages verwandelte sich seine Aufregung in Angst.

Neben den offiziellen Veranstaltungen zum 40. Jahrestag der DDR war es am Wochenende in einigen Städten zu Demonstrationen

gekommen, die von der Polizei mit brutalen Mitteln aufgelöst worden waren.

Die Staatsmacht zeigte unverhüllt ihre Zähne. Polizisten, die mit Knüppeln auf friedliche Demonstranten einschlugen, Stasileute in Zivil, die ihre Nahkampfausbildung endlich offiziell einsetzen durften. Sie griffen einzelne Demonstranten aus dem Schutz der Masse heraus, traktierten sie brutal mit Fäusten und Füßen. Wasserwerfer, wie man sie sonst nur bei Polizeieinsätzen aus dem Westen zu sehen bekam, fuhren rücksichtslos in die Menschenmassen hinein. Die alten Genossen hatten Angst und demonstrierten ihre Bereitschaft, auch mit Gewalt jeden Veränderungswillen zu brechen.

Viele Grüße vom Platz des Himmlischen Friedens in Peking, dachte Moritz und schaltete den Fernseher wieder aus.

Er tigerte durchs Wohnzimmer und musste die Worte laut aus sich herauslassen, um nicht an ihnen zu ersticken.

Diese Idioten, diese Arschlöcher. Glauben die denn wirklich, mit brutaler Gewalt ihre Macht sichern zu können?

Hilflosigkeit stieg in ihm auf, ein Gefühl, das er am meisten hasste. Diese Hilflosigkeit hatte man ihm erst gestern wieder mit aller Deutlichkeit klar gemacht.

Er hatte bei der inoffiziellen Feier der Provinzfürsten bedienen müssen. Am späten Abend, als alle anwesenden Genossen betrunken waren, kam der Kulturfürst, den er aus endlosen Auseinandersetzungen über seine Bilder kannte, zu ihm und flüsterte ihm ins Ohr:

Brandt, vergiss nicht, wir haben die Macht in diesem Staat. Und weil wir die Macht haben, bestimmen wir auch, was Recht ist und was Unrecht. Wer nicht für uns ist, ist gegen uns. Und wie wir mit unseren Feinden umgehen, lassen wir uns von niemandem vorschreiben, auch nicht von Gorbatschow.

Angeekelt wollte sich Moritz wegrehen, aber der Bonze hielt ihn am Arm fest und sagte mit einem Lächeln im Gesicht: Dich haben wir doch auch kleingekriegt, oder?

Der Gedanke an diese Szene von gestern Abend schlug ihm auf den Magen. Er schaffte es gerade noch ins Bad, über die Kloschüssel. Hoffentlich bekommen wir das Visum, dann könnt ihr mich alle am Arsch lecken.

Nachdem er sich wieder einigermaßen beruhigt hatte, hielt er es in der Wohnung nicht länger aus. Er machte sich auf den Weg zur Meldestelle der Deutschen Volkspolizei, um die Erlaubnis für eine Urlaubsreise in die befreundete ungarische Volksrepublik abzuholen.

Das Warten lässt sich leichter ertragen, wenn man unter Menschen ist.

Er schloss die Wohnungstür sorgfältig hinter sich ab. In letzter Zeit beschlich ihn immer öfter das Gefühl, dass jemand während seiner Abwesenheit seine Wohnung betrat. Es fehlte zwar nie etwas, alles stand an seinem Ort, trotzdem konnte er deutlich die Veränderungen spüren. Der Gedanke an installierte Wanzen lag auf der Hand, aber so sehr er auch suchte, er konnte keine entdecken.

Wir sollten uns nicht verrückt machen lassen.

Während eines Spaziergangs hatte er mit Petra darüber gesprochen.

So wichtig sind wir nicht. Trotzdem komme ich mir vor wie in einem schlechten Actionfilm. Jetzt müssen wir schon spazieren gehen, wenn wir ernsthaft miteinander reden wollen. Glaubst du wirklich, dass wir abgehört werden?

Keine Ahnung, aber wenn wir raus wollen, dürfen wir auf den letzten Metern keinen Fehler mehr machen.

Keinen Fehler mehr machen. Dieser Gedanke hatte ihr Leben in den vergangenen vier Wochen dominiert. Es war schizophoren. Sie versuchten, sich auf einen Gegner einzustellen, von dem sie zwar wussten, das er existierte, der aber nicht greifbar war, in seiner Unsichtbarkeit nicht begreifbar. Es war wie bei einem Schachspiel, bei dem man die Figuren des Gegners nicht sieht. Erst wenn eine eigene Figur verschwindet, merkt man, dass es überhaupt einen Gegner gibt.

Trotzdem versuchten sie, ein normales Leben zu führen. Sie gingen täglich zur Arbeit, schlugen sich um seltene Konsumgüter, wickelten ihre kleinen Tauschgeschäfte ab, trafen sich mit Freunden und verabredeten sich, obwohl sie hofften, zum Termin der Verabredung schon nicht mehr da zu sein.

Am schlimmsten empfanden sie dieses verlogene Leben den Kindern gegenüber, die hauptsächlich damit beschäftigt waren, Pläne für ihre Geburtstagsfeiern zu schmieden. Zufällig waren ihre Geburtstage

auf das gleiche Datum der Flucht gefallen, und wenn alles klappte, würde dieser Tag ihr erster Tag in Freiheit sein. Moritz fühlte sich jedes Mal hundeehend, wenn das Thema Kindergeburtstag auf den Tisch kam und er seine Kinder belügen musste. Würden sie ihm diese Lügen jemals verzeihen? War dieser Preis nicht viel zu hoch? War er überhaupt notwendig? Was, wenn die Genossen doch froh über seine Ausreise waren und händereibend beobachteten, wie er sich wand, wie er seine Kinder belog, wie er sich selbst schachmatt setzte?

Bloß keinen Fehler mehr machen. Immer wieder wischte er mit diesem Satz seine Zweifel fort.

Er ließ den Trabbi stehen und ging zu Fuß. Es war kälter, als er gedacht hatte. Die Sonne hatte ihn betrogen, eine Wärme vorgegaukelt, die es in Wirklichkeit nicht gab. Als er am Ende des Häuserblocks in die Hauptstraße einbog, sah er die Stadt unter sich liegen. Die unvermeidliche Dunstglocke aus Autoabgasen und dicht qualmenden Braunkohleöfen verschleierte die scharfen Konturen der Häuser, verschleierte die unendlich langsame, aber stetige Auflösung. Nur das Hochhaus – diese großmäulige Lanze im Herzen der Stadt – ragte aus der Dunstglocke hervor und versuchte, sich mit dem Berg zu messen, forderte ihn zum Kampf, den der Berg gelangweilt ignorierte. Die Blätter hatten sich bereits bunt gefärbt. Im Herbst liebte Moritz diesen Berg besonders. Wenn das Spiel der Farben unter den streichelnden Sonnenstrahlen zu einer leuchtenden Explosion wurde, wenn der Berg seine lebendige Feuchtigkeit in den klaren, blauen Himmel dampfte, triumphtierte er mit einer unglaublichen, ja barocken Fröhlichkeit über die grauen Herbsttage.

Moritz erinnerte sich an einen Spaziergang, den er mit seinem Kunstlehrer Michael auf den Gipfel des Berges unternommen hatte. Damals, als er, von der Armee entlassen, in seine Heimatstadt zurückgekehrt war.

Der Mai 1981 war kein Wonnemonat gewesen. Kein warmer, sonniger Mai wie ihn die Dichter besingen. Dieser Mai war kalt und grau wie ein November. Schon seit Wochen hingen die Wolken tief über der Stadt, aber sie entluden ihre Last nicht in einem befreienden Regen, sondern hingen lethargisch vor der Barriere des Rennsteiges. Die nasskalte Luft kroch in alle Ritzen der Häuser, durchdrang jedes Klei-

dungsstück, machte sich unter der Haut breit. Die Menschen zogen ihre Köpfe noch weiter als sonst zwischen die Schultern, auf keinem der Gesichter war ein Lächeln zu finden. Der Berg verbarg sich unter einem dichten, undurchdringlichen Nebel, der über Nacht an den Bäumen gefror und eine kalte Winterlandschaft zurückließ. Sie hatten den Weg über die Ottilienquelle gewählt, an der Simsonvilla vorbei. Die Villa hatte früher einer reichen, einflussreichen jüdischen Familie gehört. Jetzt diente sie der Partei als luxuriöses Gästehaus.

Je mehr sie sich dem Gipfel näherten, um so durchlässiger wurde der Nebel, kurz vor dem Gipfel riss er auf. Der Bismarckturm als Markierung des höchsten Punktes stand in strahlendem Sonnenschein. Michael und Moritz bestiegen den Turm und schauten auf das Wolkenmeer, das die Stadt zu ihren Füßen verhüllte. Während des ganzen Aufstieges waren sie schweigend hintereinander hergegangen. Erst auf der Aussichtsplattform des Turmes hatte Michael das Schweigen gebrochen.

Du fragst dich sicherlich, begann er langsam und leise, als befürchtete er noch immer ungewollte Ohren, weshalb ich dich zu diesem Spaziergang eingeladen habe. Es wird dich überraschen, aber ich habe einen Ausreiseantrag gestellt. Ich will nicht länger in einem Land leben, das kritische Denker einfach mundtot macht. Während meines Ausreiseverfahrens musste ich einige Gespräche, um nicht zu sagen Verhöre, mit den Genossen von der Stasi über mich ergehen lassen. Dabei wurde unverhältnismäßig viel über dich gefragt. Sie wollten alles wissen, jede Banalität, jede Kleinigkeit, jeden Furz, den du mal gelassen hast. Keine Angst, ich habe dich nicht angeschwärzt. Alles, was ich gesagt habe, hätten sie auch in deinen Schulakten nachlesen können. Irgendetwas musste ich aber sagen, verstehst du? Sie haben ein Auge auf dich geworfen. Ich habe keine Ahnung, was du während deiner Armeezeit angestellt hast. Aber da du schon in meinem Unterricht deine Klappe nicht halten konntest, kann ich es mir ungefähr vorstellen. Du solltest vorsichtig sein. Glaub mir, mit diesen Vögeln ist nicht zu spaßen.

Damals war Moritz die Warnung vor der Stasi absurd erschienen. Schließlich war er kein Klassenfeind. Er hatte nicht einmal daran gedacht, einen Ausreiseantrag zu stellen. Natürlich gab es Punkte in die-

ser Gesellschaft, die er nicht richtig fand, sehr viele sogar, aber das Prinzip der kommunistischen Gesellschaft hielt er, damals jedenfalls, für richtig. Biermanns Ausbürgerung hielt er für einen Fehler, auf den man die Genossen eben aufmerksam machen musste, gegen den man demonstrieren musste, ohne dabei gleich den ganzen Staat in Frage zu stellen. Seine Erlebnisse bei der NVA betrachtete er als bedauerliche, aber keineswegs typische Auswüchse. Er würde als Kellner arbeiten, wie es ihm der Mann vom Amt für Arbeit gestern vorgeschlagen hatte, und dann sein Studium aufnehmen. In den folgenden Jahren hatte sich Moritz dann oft gefragt, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn er damals schon einen Ausreiseantrag gestellt hätte. Spätestens nach der Geschichte mit dem angeblich geklauten Moped und der fadenscheinigen Begründung für den Entzug der Studienzulassung hätte er gehen müssen. Aber nachher ist man eben immer klüger.

Wenige Wochen später war Michael in den Westen gegangen, Moritz hatte nie wieder etwas von ihm gehört. Nur einmal gab es ein Gerücht, wonach er in Bremen als Penner gesichtet worden war. Moritz glaubte das Gerücht nicht. Es passte nicht zu seinem Lieblingslehrer.

Vor dem „Senftopf“, dem zentralen Gaststättenkomplex des Wohngebietes, in dem Moritz immer noch als Kellner arbeitete, ließ er sich auf eine Bank fallen und streckte sein Gesicht den kalten Sonnenstrahlen entgegen. Ein schwer beladener Kieslaster donnerte mit glühenden Bremscheiben den Berg hinunter. Trotz seines Gewichtes holperte er laut durch die Schlaglöcher. Moritz spürte, wie der Boden unter ihm vibrierte. Die Dächer der Häuser zitterten. Unter der Bank, auf der Moritz saß, tief im inneren des Berges, glaubte er ein Grollen hören zu können, das sich durch Gänge und Schächte presste, in verwinkelten Stollen hängen blieb, sich durch lockeres Gestein schlängelte und vergeblich nach einem Ausgang suchte. Die Zeit beschleunigte sich und Moritz konnte sehen, wie all die Häuser um ihn herum ganz langsam den Berg hinabrutschten.

Quietschende Autoreifen rissen ihn aus seinem Traum. Herbert war viel zu schnell auf die Hauptstraße eingebogen.

Warum hat er es denn auf einmal so eilig? Wo wollte er hin? Dem ging es doch gut hier, oder konnte er sein eigenes Gesülze nicht mehr ertragen?

Er bog nach links in die Alte Schmiedefelder Straße ein, um bei Bernd den Unterbrecher, das letzte fehlende Ersatzteil für den Trabbi, zu holen. Bernd war sein Lieferant für Trabbiersatzteile. Schon als Kinder hatten sie zusammen gespielt. Das Geschäft war denkbar einfach. Moritz belieferte Bernd mit Radeberger Bier und Bernd versorgte ihn mit den nötigen Ersatzteilen. Er hatte sich vor zwei Jahren mit einer kleinen Autowerkstatt selbständig gemacht. Selbst an den Wochenenden flickte er Autos zusammen. Autos waren sein Leben. Die Rückseite seiner Garage, die er zu einer ganz passablen, kleinen Werkstatt umgebaute hatte, zierte ein großes Poster – eine halbnackte Schönheit räkelte sich lasziv auf einem amerikanischen Sportwagen, im Hintergrund leuchtete der Grand Canyon in der untergehenden Sonne.

Fünf Flaschen Radeberger und ein Wartburgnachschalldämpfer, verkündete Bernd stolz jedem der es hören wollte. Ein sensationell niedriger Preis für dieses gigantische Poster.

Wie erwartet, fand Moritz ihn unter einem Auto.

Der Unterbrecher kostet eine Flasche „Rosentaler Kadarka“ extra. War diesmal ziemlich schwer aufzutreiben. Wozu brauchst du den überhaupt? Deiner ist doch noch in Ordnung.

Ich fahre nächste Woche nach Ungarn und habe keine Lust, unterwegs liegen zu bleiben, antwortete Moritz.

Im gleichen Moment hätte er sich auf die Zunge beißen können. Scheiße, dachte er, aber es war zu spät. Der verräterische Satz war gesagt und verfehlte seine Wirkung nicht. Wie ein geölter Blitz schob sich Bernd unter dem Auto hervor und schaute ihn erstaunt an.

Du fährst nach Ungarn? Hast du etwa ein Visum bekommen?

Noch nicht, aber ich hoffe, es jetzt abholen zu können.

Na, dann viel Glück.

Bernds Stimme klang beleidigt.

Der Unterbrecher ist in der kleinen Schachtel hinten im Schrank. Ich hoffe, du vergisst mich nicht, wenn du BMW fährst.

Ohne ein weiteres Wort schob er sich unter das Auto zurück. Moritz steckte die kleine Schachtel mit dem wertvollen Ersatzteil ein und ging, ohne sich zu verabschieden.

Ich Idiot, dachte er und versuchte, sich zu beruhigen. Bernd ist

kein Stasispitzel. Er wird mich nicht verraten. Alles wird gut. Morgen früh werde ich in meinem Lieblingscafé auf der Prager Kleinseite sitzen und frühstücken.

Prag. Er liebte diese Stadt – die alten Häuser und verwinkelten Gassen, die prächtigen Straßen und Plätze, die Menschen, die sich nur singend unterhalten konnten. Auf der Karlsbrücke hatte er sein erstes Bild verkauft.

Im Sommer 1979 war er nach dem Abitur mit Freunden nach Prag gereist. Geld war durch die beschränkten Umtauschmöglichkeiten knapp. Martina, Moritz' damalige Freundin, war auf die Idee mit dem Bild gekommen. Moritz hatte sich zunächst dagegen gewehrt. Er wollte keine Bildchen für Touristen malen.

Du brauchst dich ja dem Malstil der Touribilder nicht anzupassen, hatten die Freunde gesagt, zusammen gelegt und zwei Leinwände und Farbe gekauft. Wegen des Lichts war er sogar vor Sonnenaufgang aufgestanden. Für ihn eine bemerkenswerte Leistung! Am Kleinseitener Ende der Karlsbrücke hatte er einen Platz gefunden und angefangen zu malen. Die alteingesessenen Brückenkünstler betrachteten ihn argwöhnisch, aber er ließ sich nicht verunsichern.

Am späten Vormittag war er mit dem ersten Bild fertig. Es war heiß, und am liebsten wäre er zur Abkühlung in die Moldau gesprungen. Aber der Ehrgeiz hatten ihn gepackt und er malte auch noch das zweite Bild. Bis zum späten Abend verkaufte er nichts. Auch am zweiten Tag gingen die Touristen mit desinteressierten Gesichtern an ihm vorüber. Erst am Abend, Moritz wollte seine Bilder und ein paar Skizzen, die er gemacht hatte, gerade einpacken, sprach ihn eine Frau an. Sie war vielleicht Mitte dreißig und hatte kurzgeschnittenes schwarzes Haar. Moritz bekam sechshundert Kronen – ein kleines Vermögen – für beide Bilder. Er platzte fast vor Stolz, als er seine Freunde zwei Stunden später im „U Flecku“ wiedertraf. Er fühlte sich wie ein kleiner König. Zum ersten Mal hatte jemand Geld für seine Bilder bezahlt. Seine Freunde hatten Mühe, ihn auf den Boden zurück zu holen.

Als Moritz im August '68 im Fernseher die ersten Bilder vom Einmarsch der Roten Armee in Prag sah – den brennenden Jan Palach, sowjetische Panzer auf dem Prager Wenzelsplatz, die Wut und die

Verzweiflung in den Gesichtern der Prager, bekam sein kindliches, naives Weltbild einen ersten tiefen Riss. Von einer Minute auf die andere hatte er damals die Welt nicht mehr verstanden. Ein unüberwindlich scheinender Berg von Fragen hatte sich vor ihm aufgetürmt.

Die Erwachsenen reagierten auf seine Fragen mit seltsamen Ausflüchten oder schickten ihn einfach zum Spielen. Was er sah machte ihm Angst. Doch spürte er, dass diese Stadt etwas Besonderes war. Es dauerte Jahre, bis er das Gesehene einordnen konnte. Prag blieb dennoch für Moritz immer die Stadt, in der er am liebsten leben würde.

Später lernte er Reiner Kunzes Gedicht „Der Weg zu euch“ auswendig, besorgte sich Gedichte von Jan Skácel, und wenn er besonders gute Laune hatte, trällerte er: „Am Grunde der Moldau wandern die Steine es liegen vier Kaiser begraben in Pra - hag“, Biermanns Lied von der Pariser Kommune in Prag.

Seit Tausenden über die deutsche Botschaft in Prag die Flucht in den Westen gelungen war, war die Stadt wieder zu einem Symbol der Hoffnung geworden. Allen hatte sich der Jubel ins Ohr gesetzt, der wie ein Orkan angeschwollen und den letzten Satz von Genschers Balkonrede unter sich begrub. Viele wollten sich der Tränen nicht schämen. Auf einmal gab es Hoffnung! Die Bonzen hatten ein erstes Mal den Schwanz eingezogen und klein beigegeben. Die offizielle Begründung – im Interesse der Kinder – wurde von jedem nur mitleidig belächelt: Als ob sich die Bonzen jemals für die Kinder von Flüchtlingen interessiert hätten.

Ein blaues Auge versperrte Moritz den Weg. Es gehörte Dieter.

Was ist passiert, fragte Moritz erschrocken.

Kleines Andenken an die Feierlichkeiten zum 40. Jahrestag der sozialistischen Deutschen Demokratischen Republik, antwortete er. Ich war bei Freunden in Berlin, und wir sind zufällig in die Jubeldemo für Gorbatschow geraten. Du kannst dir nicht vorstellen, mit welcher brutaler Gewalt die Bullen gegen uns vorgegangen sind. Tausende wurden verhaftet, Hunderte verletzt. Ich habe gesehen, wie ein Stasischwein auf ein junges Mädchen eingepöbelnd hat, die überhaupt keine Chance gehabt hat. Sie musste anschließend bestimmt auf eine Intensivstation. Mein blaues Auge ist aber völlig harmlos. Wie bei den Nazis, sag ich dir, wie bei den Nazis. Ich glaube, die Bonzen werden mit

Gorbatschow brechen, sich mit den Chinesen verbünden und gnadenlos wüten. Irgendwann werden die Betonköpfe in Moskau auch Gorbi abservieren, und es wird dunkel werden in Deutschland. Ganz finster, mein Freund. Man kann nur noch versuchen abzuhaufen. Ich werde mich nach Prag in die Botschaft durchschlagen. Irgendwie werde ich schon über die Grenze kommen. Da gibt es keine Minenfelder und keine Mauer, nur einen Stacheldrahtzaun. Es wird sich ein Weg finden. Ich wünsche dir viel Glück.

Genauso unvermittelt, wie Dieter aufgetaucht war, verschwand er wieder im Gewimmel der Fußgängerzone.

Was passiert, wenn es wirklich zu einer Eskalation kommt? Diese Frage beschäftigte Moritz seit einigen Tagen.

Die Montagsdemos, die in Leipzig zaghaft begonnen hatten, die vielen Flüchtlinge in den Botschaften von Prag und Warschau, die offene Grenze in Ungarn, die wie ein weit geöffnetes Tor zur Flucht einlud – lange würden sich die Genossen das nicht mehr gefallen lassen. Wenn man sich das Gesülze in den Zeitungen ansah, das giftige Gesabber von Sudelede, konnte es nicht mehr lange dauern. Und dann dieses Gerücht, das in der Stadt kursierte: Sie haben Listen. Die Stasi hat eine schwarze Liste, auf der jeder steht, der irgendwie verdächtig ist. Wenn es in Leipzig oder in Berlin losgeht, werden alle, die auf der Liste stehen, interniert. Die Armee baut schon an den Zeltlagern.

Moritz wusste nicht recht, ob er das Gerücht ernst nehmen sollte. Aber nachdem Krenz das Massaker in Peking vehement verteidigt hatte, schien alles möglich, auch ein Rückfall in die finsternen Zeiten des Gulag.

Wir tanzen auf einem Vulkan, nur scheinen es die Menschen um mich herum nicht zu bemerken. Spüren sie das tiefe, unterirdische Grollen nicht? Nur wenn man genau hinsah, wenn man sich die Zeit für ein genaues Beobachten nahm, konnte man feine Unterschiede in ihrer alltäglichen Betriebsamkeit ausmachen, spürte man das feine Knistern in der Luft, ahnte man das drohende Gewitter, das jeden Moment losbrechen konnte.

Moritz schlängelte sich weiter durch die gesichtslose Menschenmenge, die auch an diesem Montag die Fußgängerzone bevölkerte.

Erst kurz vor der Kreuzkirche lichteten sich die Reihen. Vor dem

Kirchenportal war eine kleine Fotoausstellung aufgebaut – natürlich beteiligte sich auch die Kirche an den Jubelfeiern zum 40. Jahrestag der DDR. Allerdings nicht so, wie sich die Genossen das wohl erhofft hatten. Sie drückten ihr Missfallen durch zwei Streifenpolizisten und einige unauffällige Herren in Zivil aus, die gelangweilt und unbeteiligt herumstanden. Die Ausstellung zeigte Schwarz-Weiß-Aufnahmen von Thüringer Landschaften.

Ein geschickter Schachzug, dachte Moritz. Offiziell machen sie eine Fotoausstellung über die Landschaft des Thüringer Waldes, aber was man zu sehen bekommt sind menschenleere Landstriche, qualmende Schornsteine, kranke Wälder, abgebrochene, sterbende Bäume und schaumbedeckte Flüsse. Kein Kommentar, kein einziger Text, nicht einmal die Namen der Fotografen waren zu lesen. Neben der Kirchentür hing eine kleine Einladung zum Friedensgebet am heutigen Montag, sonst nichts.

Jemand fasste Moritz von hinten unter den Arm. Erschrocken drehte er sich um. Es war Dieter mit seinem blauen Auge.

Gute Idee diese Ausstellung, sagte er. Kommst du heute Abend zum Friedensgebet?

Geht leider nicht, ich muss in meiner Kneipe arbeiten. Gehst du?

Nein, sagte er und fügte hinzu: Ich habe gerade Andreas getroffen. Wir fahren nach Leipzig zur Montagsdemo. Sieht so aus, als ob da heute die Post abgeht.

Wolltest du nicht nach Prag?

Nach Prag kann ich immer noch. Heute muss man in Leipzig sein.

Und wenn es wieder zu Prügeleien mit der Stasi und der Polizei kommt? Reicht dir dein ein blaues Auge nicht?

Ach was. In Leipzig sind sie toleranter als in Berlin. Außerdem sind viel mehr Menschen unterwegs.

Das sehe ich anders. Ich befürchte sogar, es könnte geschossen werden.

Moritz, du siehst wie immer alles viel zu schwarz, sagte Dieter. Wir sehen uns morgen im Stadtcafé.

Gut, wir sehen uns morgen – hoffentlich.

So überraschend, wie Dieter zum zweiten Mal aus der Menschenmenge aufgetaucht war, verschwand er auch diesmal wieder in ihr.